universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Tirolensia

Zingerle, Anton

Innsbruck, 1898

Das Passeierthal und seine Bewohner (1863)

urn:nbn:at:at-ubi:2-3337

Das Passeierthal und seine Bewohner.

(1865.)

Das Passeierthal ist durch Andreas Hofer, den Helden des Jahres 1809, in den weitesten Kreisen bekannt geworden; es dürfte daher schon in dieser Beziehung den Lesern, welche gerade nicht Gelegenheit hatten, ihren Namen hinter den so manches Sohnes von Albion in's Fremdenbuch des Wirtshauses „am Sand" zu zeichnen, nicht unangenehm sein, in einer kurzgefassten Skizze über das Thal und seine Bewohner Aufschluss zu erhalten; und zugleich hat auch der Volksstamm an sich ein so eigenthümliches Gepräge und bietet so viel des Interessanten, dass er, selbst wenn ihm der Sandwirt jene Berühmtheit nicht verliehen hätte, noch immerhin der Beachtung wert wäre.

Wir machen die topographische Beschreibung des Thales möglichst kurz, um uns dann etwas länger bei den Leuten aufhalten zu können.

Bricht man von Meran in nordöstlicher Richtung

auf, ſo gelangt man auf einem meiſt angenehmen, beſchatteten Wege ungefähr in einer Stunde in's Dorf Riffian; der ſchönſte Ausblick auf das lachende Obermais mit ſeinen Burgen und Villen und die blühenden Höhen des gegenüber liegenden Schönnaer Berges erfreut auf dieſer Strecke das Auge des Wanderers; nur in die Thalſohle darf er ſeinen Blick nicht ſenken, wo die wilde Paſſer ihre grauſen Verheerungen angerichtet. Hinter Riffian, von dem hier nur noch bemerkt werden mag, daſs es einer der beſuchteſten Wallfahrtsorte Südtirols iſt, ändert ſich bald die Scene, die Rebgelände, die Kaſtanienbäume und wie alle dieſe Kinder des Südens heißen mögen, verſchwinden allmälich und endlich nimmt uns ein dichter Föhrenwald auf, durch den wir etwa eine halbe Stunde wandern, bis uns die Zinnen von Saltaus entgegenglänzen.

Saltaus war einſt einer der elf ſogenannten Schildhöfe des Thales, welche von den Grafen von Tirol an einzelne Treue für beſondere Dienſte verliehen wurden, da an deren Beſitz ſo manche Rechte geknüpft waren; bei feſtlichen Aufzügen durften die „Schildhöfer" nie fehlen, ihnen lag es bei ſolchen Gelegenheiten ob, die Burgwache zu beſorgen. Margaretha, die Maultaſche, war ihnen beſonders gewogen und beſtätigte alle ihre Vorrechte; daher durfte man denn auch im Jahre 1863 beim ſchönen Erinnerungsfeſte an die vor 500 Jahren erfolgte Vereinigung Tirols mit Oeſterreich dieſer Garde nicht vergeſſen und elf rüſtige Paſſeirer eröffneten mit Schild und Speer als Repräſentanten derſelben die Reihen des großartigen Feſtzuges in Innsbruck.

Wir ſind jetzt in's eigentliche Gebiet von Paſſeier eingerückt, als deſſen Grenzpunkt gegen Süden Saltaus gewöhnlich angeſehen wird, obwol das Volk von ſolchen Beſtimmungen gar wenig weiß und es manchen Annexionsluſtigen gibt, der ſchon Riffian gerne zu ſeinem Thale gerechnet wiſſen möchte.

Wir wandern nun der am meiſten bevölkerten Ortſchaft von Paſſeier, dem Dorfe St. Martin zu. Der Weg, der ſich immer in der Thalſohle längs den verheerten Ufern der Paſſer wol an zwei Stunden hinzieht, ermüdet nicht nur durch ſeine Rauhheit, die überhaupt ein altererbtes Vorrecht aller Wege des Thales iſt, ſondern ganz beſonders durch das Einförmige der ganzen Umgebung. Das Thal wird ſehr enge, zu beiden Seiten ſteil, hier und dort meiſt nichts als düſtere Waldungen und nur ſelten beleben zerſtreute Höfe einigermaßen das reizloſe Bild. Nur der Anfang und Schluſs zeichnen ſich etwas vortheilhafter vor dem größern mittleren Theile aus; dort winkt am linken Ufer des Thalbaches auf ſchöngeformten Hügeln das Dörfchen Schweinſteg mit ſeinem freundlichen Kirchlein und dem ſchlanken Spitzthurme, hier erblicken wir zur rechten Seite einen lieblichen Bergesſaum mit reich bepflanzten Aeckern und anmuthig gelegenen Höfen. Das Dorf St. Martin, in dem wir uns nun befinden, zählt an 2000 Menſchen, von denen jedoch nur ein kleiner Bruchtheil in der Häuſermaſſe am Thalweg wohnt, während die Mehrzahl zerſtreut auf den umliegenden Gebirgen lebt. Das Dorf mit ſeinen ſchmutzigen Gaſſen, wo viele Zeichen der Dürftigkeit dem Auge begegnen,

bietet wenig Sehenswertes; die Pfarrkirche, ein unregelmäßiger mit Stuccaturverzierungen überladener Bau, an dem infolge der ungeschickten Renovationen und Erweiterungen nur sehr schwer noch das Ursprüngliche zu entdecken, enthält hinter dem Hochaltare, welcher im vorigen Jahrhundert erbaut wurde, ein älteres Schnitzbild des hl. Martin, welches wol aus dem einstigen Flügelaltare stammen dürfte, ferner einige Arbeiten des berühmten Meraner Bildhauers Joh. Pendl. Früher war sie lange Zeit das Ziel frommer Wallfahrer, die zum heiligen Blute hieher pilgerten. Nach der Ueberlieferung hegte nämlich ein hier messelesender Priester gerade im Momente der Consecration Zweifel über die Gegenwart des Gottmenschen im Altarssakramente; da schäumte es plötzlich im Kelche auf und das hl. Blut ergoss sich auf das weiße Altartuch; ein Stück dieses letzteren wurde aufbewahrt und auf einem Nebenaltare zur Verehrung ausgesetzt. Auch Andreas Hofer in dem bekannten letzten Briefe aus Mantua beruft sich auf das heilige Blut in St. Martin. Wir setzen jetzt unsere Wanderung in's tiefere Thal wieder fort und überschreiten am Ende des Dorfes die Brücke, wenn man anders in Passeier von Brücken reden darf, welche auf das linke Ufer des Thalbaches führt. Die Umgebungen sind hier viel freundlicher als auf der früheren Strecke, rechts und links zeigen sich fleißig angebaute Bergabhänge, in angenehmem Wechsel von Waldungen unterbrochen; nur die Verwüstungen der Passer, die jetzt aufs höchste steigen, sind dem Blicke wieder störend. Nach einer viertelstündigen Wanderung stehen wir vor

dem Wirtshauſe am Sande, der Heimat Andreas Hofers; eine nähere Beſchreibung desſelben kann hier nicht in unſerer Abſicht liegen und wird ohnehin um ſo leichter vermiſst werden, da dieſe berühmt gewordene Stätte ſchon ſo vielfach beſprochen und in ſo vielen Abbildungen verbreitet iſt. Von hier gelangen wir beiläufig wieder in einer Viertelſtunde auf angenehmen Wieſenpfaden nach dem Hauptorte des Thales Sanct Leonhard. Dieſe kleine Strecke darf wol unſtreitig als die angenehmſte und lohnendſte von ganz Vorderpaſſeier bezeichnet werden. Das Thal erweitert ſich, überall lachen in der Tiefe gutbebaute Felder und üppige Wieſen, in denen uns noch gar mancher ſchattige Kaſtanienbaum begegnet, während die auf die Höhen zurückgedrängten Wälder ſtille träumend niederſchauen, und vorne winkt das freundliche Dörfchen, auf das die alte Jaufenburg, eine der ſchönſten Ruinen Tirols, wie ein alter Wächter herabblickt vom hohen Felſenſitze. St. Leonhard wird durch den Waltenbach in zwei Theile getheilt, die beide ſo ziemlich von derſelben Größe ſind; in beiden finden wir nette Häuschen, wie denn überhaupt das ganze Dorf gegenüber dem engen St. Martin einen ſehr günſtigen Eindruck macht. Hier iſt der Sitz des Bezirksgerichtes und des Dekanatamtes für Paſſeier und dieſer Umſtand dürfte vielleicht auch auf die freundlichere Geſtaltung des Ortes nicht ohne Einfluſs geblieben ſein.

In St. Leonhard theilen ſich die Wege; wenden wir uns nördlich, ſo gelangen wir an der Jaufenburg vorbei auf einem ſteil anſteigenden Wege in's Dörfchen

Walten, das am Fuße des Jaufengebirges liegt; der Hauptzug des Thales aber geht weſtwärts und enthält noch die Gemeinden Stuls, Moos, Platt, Pfelders und Rabenſtein. Nur wer auf dieſen Gebirgen gewandert, kann ſagen, er habe Paſſeier geſehen; die enge Thalſohle von Vorderpaſſeier mit den gräſslichen Verwüſtungen und dem ewigen Einerlei iſt wahrlich nicht dazu angethan, dem Wanderer zu genügen; hier oben aber findet er Großartiges und Liebliches in buntem Wechſel, ſo daſs man wol kaum Bedenken tragen dürfte, dieſe Partie Naturliebhabern als eine der intereſſanteſten von ganz Tirol zu empfehlen. Bald geht es durch waldesdüſtere Pfade, von unheimlichen Bergrieſen umſtanden, oder durch wildes Felſengeklüfte und wundervolle Schluchten, bald über friſchgrüne Bergwieſen und ſanfte Hügelreihen, die im Schmucke der Aehren prangen; das Wundervollſte aber ſind die bunten Waſſerſpiele dort oben; überall ſprudelt, plätſchert, rauſcht oder toſt es, je nachdem friſche Quellen traulich ſchäckern tief im Waldesdunkel oder ein Bergbach jubelnd vom hohen Fels ſich ſtürzt. Am meiſten möchte die Wanderung durch Hinterpaſſeier über das Spronſerjoch nach dem Dorfe Tirol anzurathen ſein, die in den Sommermonaten in $1^1/_2$ Tagen ganz bequem und gefahrlos zurückgelegt werden kann und dabei alle oben erwähnten Schönheiten in hohem Maße bietet.

Wir haben nun das Thal, wenn auch nur mit flüchtigem Blicke, kennen gelernt und kommen jetzt dazu, auch mit ſeinen Bewohnern einige Bekanntſchaft zu machen. Um vorerſt über ihre äußere Erſcheinung ein

paar Worte zu ſprechen, muſs ich die Leſer davor warnen, Andreas Hofer, den ſie ja oft im Bilde geſehen, als Typus der echten Paſſeirergeſtalt zu betrachten. So echt paſſeireriſch der Charakter des Sandwirtes war, ſo verſchieden war ſein Aeußeres von dem gewöhnlichen ſeiner Landsleute. Seine Formen waren zu gedrungen, ſein Geſicht zu voll und rund, ſeine Haare zu dunkel, um den Paſſeirer erkennen zu laſſen. Dieſer iſt faſt durchgehends hoher, ſchlanker Geſtalt und ſein meiſt ovales Geſicht zieren blaue Augen und blonde Haare, die untrüglichſten Kennzeichen deutſcher Abkunft. Gar oft überraſchen uns ſo edle Züge, ein ſo feiner Teint, daſs wir beinahe zu glauben verſucht ſind, es ſeien nur verkleidete Bauern, die da vor uns ſtehen. Lange freilich wird dieſer Wahn nie dauern, es müßten denn die Betreffenden lautlos bleiben und ſtumm wie die Fiſche; denn nur ein einziges Wort ihrer Sprache verräth ſie und macht aller Täuſchung ein Ende. Es dürfte vielleicht nicht unpaſſend ſein, hier einige kurze Bemerkungen über dieſelbe anzufügen, um ſie wenigſtens im Allgemeinen zu kennzeichnen. Das Charakteriſtiſche des Dialektes iſt eine beſondere Vorliebe für volle, ungeſchwächte Formen; daher kommen denn Ausſtoßungen, die der benachbarte Burggräfler ſo ſehr liebt, hier nicht vor, und Worte wie: Geſang, geſungen, werden in Paſſeier ſo rein und unverſtümmelt geſprochen, daſs ſelbſt der feingebildetſte Berliner nichts an der Ausſprache auszuſtellen fände. Aber eben jene Vorliebe, die hier Urſache der Uebereinſtimmung mit der Schriftſprache war, iſt auch die Quelle ganz eigenthümlicher

Abweichungen. Dahin iſt die Einſchiebung von Vocalen wie z. B. in „Gelaube“ ſtatt Glaube und der Uebergang des auslautenden e in a zu rechnen; ſelbſt an konſonantiſch endigende Wörter wird das a am Schluſſe angeſetzt: wilda (wild); denna (denn); Lumpa (Lump). Am meiſten aber würden wir das ganz eigenthümliche Gepräge des Dialektes fühlen, wenn wir uns mit ſeiner Phraſeologie hier näher beſchäftigen könnten. So mögen nur ein paar Beiſpiele genügen, welche, da ſie ſehr häufig vorkommende Wörter betreffen, zugleich die oben ausgeſprochene Behauptung rechtfertigen mögen, man erkenne den Paſſeirer am erſten oder zweiten Worte: Grind = Kopf, Bratzen = Hände, ſötta = ſo, higga = ängſtlich, fürſchi = vorwärts, hinterſchi = rückwärts, gabich = verkehrt, mangger = wenigſtens, grantig = unwillig, Pfoat = Hemde, Granitz = Grenze. Daſs alle dieſe Wortformen nichts weniger als wollautend ſind, darüber kann wol nicht der geringſte Zweifel beſtehen und ſo bietet denn der Dialekt in buntem Wechſel Weiches und Volltönendes, Hartes und Derbes. Dasſelbe Gemiſch von Derbheit und Weichheit, das wir in der Sprache fanden, treffen wir auch im Charakter der Paſſeirer. Doch iſt dieſe bei Weitem das Vorwiegende und Tiefere, der eigentliche Kern, während ich jene die Schale nennen möchte. Das tiefe Gemüth, das unter der rauhen Hülle ſchlummert, äußert ſich auf die verſchiedenſte, manchmal äußerſt überraſchende Weiſe. Obwol der Paſſeirer ſelbſt nichts weniger als wolhabend iſt, vielmehr ein Leben führt, das wir ein ſehr dürftiges nennen würden, da auf den Höhen der

Waſſermangel häufig Miſsernten veranlaſst, unten aber im tiefern Thale die Wildbäche jährlich ihre Verwüſtungen anrichten, ſo kann er doch keinen Nothleidenden ſehen, ohne ihm hilfreich beizuſpringen.

Der Paſſeirer überläſst ſich ganz ſeiner natürlichen Herzensgüte; ob er die Wolthat einem Würdigen ſpende, darum fragt er nicht und jenes ennianiſche Dictum: „Schlecht angelegte Wolthat wird nur Uebelthat“ möchte wol Niemanden fremder klingen als ihm. Dieſelbe Herzensgüte äußert ſich auf die ſchönſte Weiſe in der Sorge und Liebe für unmündige, hilfsbedürftige Kinder, die ſeiner Pflege anvertraut werden; es iſt nämlich Sitte im Burggrafenamte, Kinder, die ſehr ſchwächlicher Geſundheit ſind, nach Paſſeier in die Pflege zu geben. Die Zartheit und Sorgfalt, mit der dieſe armen Geſchöpfe hier behandelt werden, iſt wahrhaft rührend. Damit aber Niemand verſucht ſei, Eigennutz als Motiv dieſer Handlungsweiſe unterzuſchieben, will ich bemerken, daſs der Lohn, der für die Bemühungen um ein ſolches Kind ausgeſetzt wird, ſehr gering iſt.

Ein anderes Gebiet, das als Probeſtein für den Sinn eines Volkes gelten kann, iſt das der Liebe. Kaum dürfte dieſes Gefühl irgendwo reiner und zarter blühen, als in unſerem rauhen Thale, kaum eine ſolche Tiefe und Innigkeit anderswo bei einem ſchlichten Landvolke getroffen werden. Manche Erſcheinungen dieſer Art ſtreifen vollends an das, was wir Sentimentalität zu nennen pflegen, aber ſie beleidigen uns nicht, da ſie nicht Erzeugniſſe einer kränkelnden Phantaſie, ſondern reine Kinder der Natur ſind. Ihre

Geſtändniſſe ſind voll Poeſie und ſie ſagen, nur mit ſchlichteren Worten, dasſelbe, was des Dichters Verſe:

Wenn mir der ſtille Schlummer
Geſchloſſen die Augen kaum,
So ſchleicht ihr Bild ſich leiſe
Hinein in meinen Traum.

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr.
Dann trag' ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

Widerſtreben manchmal äußere Verhältniſſe der Vereinigung der Liebenden, dann tritt die ganze Thatkraft einer ungeſchwächten Natur, die keinem unwürdigen Zwang ſich beugen will, im ſchönſten Licht hervor; es möge nur einen intereſſanten Fall dieſer Art hier zu erwähnen geſtattet ſein. Ein Mädchen, das ſein Herz ſchon vergeben hatte, ſollte nach dem Willen der Eltern eine Ehe eingehen, die ſeiner Neigung fremd war. Als jede Bitte, jedes vernünftige Wort ſeine Wirkung verfehlt, ſchien es ſich ruhig in ſein Schickſal zu ergeben und ließ den Hochzeitstag herankommen; in vollem Feſtſchmucke trat es mit dem „fremden Manne" zum Traualtar und ſpielte vortrefflich die Braut bis zu dem Punkte, wo es galt, das verhängnisvolle „Ja" auszuſprechen; da eilte es plötzlich aus der Kirche nach Hauſe, warf den Putz von ſich, zog die Alltagskleider an und begab ſich auf's Feld zur gewohnten Arbeit. Allerdings eine Erſcheinung, die uns die treue Liebe zugleich und die ſtarke Seele einer Paſſeirer Schönen ahnen läſst! Doch können ſolche Vorkommniſſe ſchon

ihrer Natur nach nicht zu den alltäglichen gehören, ſo iſt es dagegen in derlei Lagen ganz gewöhnlich, daſs der vom Mädchen bevorzugte, von den Eltern aber zurückgeſetzte Liebhaber vor dem Seelſorger erſcheint und feierlich proteſtiert gegen den Zwang, der ſeinem Lieb angethan werden ſoll. Da wir jetzt ſchon einmal auf dies Thema gekommen ſind, dürfte vielleicht mancher Leſer erwarten, hier auch über die Hochzeiten in Paſſeier und die darauf bezüglichen Gebräuche Einiges von Intereſſe aufgeführt zu finden. Leider muſs ich aber geſtehen, daſs in dieſer Beziehung alles Eigenthümliche im Thale verſchwunden iſt, man wollte denn das monſtröſe Hochzeitsmahl, das auf die kirchliche Feierlichkeit folgt, mit dieſem Namen auszeichnen, was gewiſs in vieler Beziehung nicht ungerechtfertigt erſchiene. Daſſelbe beginnt um 10 Uhr Morgens und dauert meiſt ununterbrochen bis zum Abend; vom Speiſezettel genüge es nur Einiges hervorzuheben, was in den Augen des Volkes als das Weſentlichſte gilt und was deſshalb niemals fehlen darf; dahin gehört vor Allem das „Brautmuß", die gustatio, wenn ich ſo ſagen darf, der Paſſeirertafel. Mit welchem Rechte freilich dieſe Speiſe die erſte Stelle in der Mahlzeit einnimmt, wird uns gewöhnlichen Menſchenkindern nicht recht einleuchten wollen, haben wir erſt ihre Beſtandtheile kennen gelernt; doch „sutor ne supra crepidam" heißt es auch hier, iſt uns ja der Paſſeirermagen ein tiefes Räthſel. Um nun zu Nutz und Frommen der Köchinnen, die vielleicht Luſt haben möchten, das Paſſeirer Brautmuß in ihr Küchenrepertoir aufzunehmen,

die Beſtandtheile desſelben anzugeben, ſo ſind es ungefähr folgende: Semmelbröslein, Milch, Butter, Roſinen, Piniennüſschen und was es noch mehr ſolch ſüßen Zeuges gibt. Die ferneren ganz obligaten Gerichte ſind: Knödel, Kalbskopf, „ſüße und ſaure“ Braten. Für die Wahl der übrigen Speiſen beſtehen keine Geſetze, ſie iſt der jedesmaligen Willkür überlaſſen. So ſparſam ſonſt der Paſſeirer iſt, hier iſt das Sparen verpönt und will es Einer verſuchen, ſo kann er der böſen Nachrede nicht entgehen; „der thut krälen“, heißt es von einem Solchen im ganzen Thale. Dabei ſieht man aber lange nicht ſo ſehr auf die Menge der verſchiedenen Speiſen, als vielmehr darauf, daſs das, was gebracht wird, in imponierenden Portionen erſcheine. Der Paſſeirer neigt ſich in dieſer Beziehung ſo ziemlich zu dem non multa sed multum. Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daſs er das non multa gerade ſehr urgiert, ſondern am liebſten läßt er ſich Beides vereinigt gefallen. Von den hier auf die Tafel kommenden Schüſſeln werden ſich die Leſer vielleicht am beſten eine klare Vorſtellung machen können, wenn ich ihnen eine intereſſante Enthüllung, die mir eine Wirtin bezüglich des bei ſolchen Gelegenheiten zu den Knödeln erforderlichen Weißbrodes machte, hier mittheile. „Zwei Staar Semmeln“, ſagte ſie, „ſind gerade wie ein Bub in die Höll' g'worfen.“ Nach dieſer, zwar nicht ſehr poetiſchen, aber für die Kenntnis der Thalgebräuche immerhin nicht ganz unwichtigen Epiſode kehren wir wieder zur Betrachtung des Volkscharakters zurück. Wir haben früher das tiefe Gemüth des Paſſeirers mehr

inſoferne betrachtet, als es in ſeinem Verhältniſſe zum Nebenmenſchen ſich äußert; ſehen wir uns nun das Individuum für ſich an. Vor allem kann uns hier eine auffallende Vorliebe und ein warmes Gefühl für die Schönheiten der freien Gottesnatur nicht entgehen. Ja in manchen Fällen artet dasſelbe völlig in Schwärmerei aus. So lebte vor Jahren in St. Martin ein Mann, der ſeine Jugend auf den friſchen Bergeshöhen verlebt, aber ſpäter durch Umſtände genöthigt in's Dorf hatte herniederziehen müſſen; bei Tage zwar hielt er es aus im dumpfen trüben Thale, aber des Nachts ſtieg er regelmäßig hinauf zu den ſteilen Höhen, um dort in reinerer Luft, in reinerem Mondenſchein zu ruhen. Gerade aus dieſer Empfänglichkeit für Natureindrücke möchte ich auch hauptſächlich den unläugbaren Wandertrieb der Paſſeirer herleiten, obgleich ich nicht verkenne, daſs auch andere Urſachen hier mitwirken mögen. Es muſs etwas ganz Eigenes ſein um dies unbeſtimmte Gefühl der Sehnſucht, das die Paſſeirerjugend gleich nach dem Erwachen aus dem Traume der Kindheit ergreift.

Es lockt mich ſtets, ich weiß nicht recht, wohin?
Es treibt mich ſtets, ich weiß nicht recht, wozu?

— dieſe Worte dürften wol manchem Paſſeirer dieſes Alters aus dem Herzen geſprochen zu ſein ſcheinen. Dieſer Drang zum Wandern wird auf die verſchiedenſte Weiſe zu befriedigen geſucht; nicht ungerne geſchieht dies durch Wallfahrten, die oft ſehr weit ausgedehnt werden. Daſs bei einem ſolchen Volke auch ein ungemein reiches Phantaſieleben ſich entfalten müſſe, läſst

ſich leicht denken. Daher denn auch der große Reichthum an Sagen im Thale, die etwa größtentheils am beſten mit dem Namen „Naturmythen“ bezeichnet werden können. Nebenbei ſind es auch Schatzſagen, die im Thale eine große Rolle ſpielen; ich erkläre mir dies theilweiſe aus der hier herrſchenden Armut, die ſo gerne mit dem ſich beſchäftigt, was ihr verſagt iſt und am Ende Hilfe hofft aus den Tiefen der Erde. Charakteriſtiſch für unſer Volk iſt auch ſeine Vorſtellung von einem „großen Schatze“; als ich mit einem Burſchen, der mein Führer über den Jaufen war, an einer großen Steinplatte vorübergieng, erzählte er mir, daſs hier ein großer Schatz verborgen liege; „denken ſie ſich“, fügte er bei, „ſechzig Gulden ſollen hier vergraben ſein!“ Bei der nämlichen Gelegenheit erfuhr ich auch eine andere, etwas ausführlichere Sage dieſer Art, die ein paar ſehr intereſſante Züge enthält und meines Wiſſens noch nirgends veröffentlicht wurde. Es dürfte daher vielleicht nicht unpaſſend ſein, mit ihr dieſe Skizze zu beſchließen. „Auf der Jaufenburg lebten vor alten Zeiten zwei Schweſtern, die eine war ſehend, die andere blind; nach dem Tode ihres Vaters theilten ſie die reiche Habe und maßen das Gold mit Scheffeln; dabei aber begieng die Sehende einen gar böſen Betrug; ſo oft ein Scheffel ihrer blinden Schweſter zugemeſſen werden ſollte, kehrte ſie ihn um, um nur die Oberfläche mit Goldſtücken zu belegen. Für dieſe arge That muſs die Neidiſche nun büßen und der Schatz ruht unter der Erde. Wol hat man verſucht ihn zu heben, aber ein großer ſchwerer Mühlſtein, der plötzlich an

einem dünnen Faden über den Köpfen der Schatzgräber ſchwebte, verbreitete Schrecken und vereitelte das Unternehmen." — In den beiden Schweſtern haben wir es vielleicht mit den Nornen zu thun und durch einen neuen Beleg wäre Simrocks Behauptung gerechtfertigt, daſs auch in Sagen des ſüdlichen Deutſchlands dieſe Schweſtern wiederkehren. Der Mühlſtein aber, an einem Faden hängend, erinnert an antike Sagen, worauf wir weiter unten noch zurückkommen werden.

Auch dieſer alten Skizze muſs ich ein paar kurze Worte beifügen. Das Volk iſt hoffentlich dasſelbe geblieben, aber die Wege ſind in jüngſter Zeit ganz andere geworden; eine neue Straße, um deren Herſtellung auch die Meraner mit ihrem Bürgermeiſter Dr. Weinberger ſich große Verdienſte erwarben, führt nun in's Paſſeier und bequeme Wägen erleichtern die Fahrt in's erinnerungsreiche Thal.